

Ernst Zahn : seine Dichtungen [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

31. August

□ □ August. □ □

Don Alfred Huggenberger.

Vorbei der Lärm des Ernteschmauses,
Still geht ein Pflug im Stoppelfeld,
Und vor dem Tor des Sommerhauses
Hat schon der Herbst sich eingestellt.

Zwar will er noch bescheiden warten,
Er will nicht sogleich König sein,
Doch sah ich Aftern blühen im Garten,
Die locken ihn gewiß herein.

So nehmt noch, was an lieben Sachen
Der Sommer seinen Freunden baut;
Man kann es ja nicht anders machen,
Ein jeglich Ding währt seine Zeit.

□ □ Ernst Zahn. □ □

Seine Dichtungen.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Ich komme auf Zahns Prosawerke zu sprechen. Wer mit prüfenden Blicken die anderthalb Duzend Bücher, die seine Romane und Novellen enthalten, durchgeht, muß zu dem Eindruck kommen, den ich in den einleitenden Worten über Zahns Dichtertum niedergelegt habe. Mehr noch als die Gedichte, zeigt die Prosa, wie Zahn gewachsen ist.

Man hat Zahn einen Heimatdichter genannt in dem Sinne, daß er seine engere Umgebung meisterhaft darzustellen weiß. Gewiß, Zahn ist der Dichter der Berge, wenn er auch vielleicht keine so zusammfassende dichterische Verkörperung der Bergwelt geschaffen hat, wie Heinrich Federers „Berge und Menschen“ es ist. Aber er verdient darüber hinaus den Titel eines Meisters der Psyche, der Menschendarstellung. Schon die Titel seiner Bücher verraten seine dichterische Hauptabsicht, eben die, Menschen zu schaffen; es sind Namen wie Erni Behaim, Albin Inbergand, Clari-Marie, die auf den ersten Blick den biographischen Inhalt verraten; oder zusammfassende Titel: „Bergvolk“, „Menschen“, „Helden des Alltags“, „Die da kommen und gehen“, die wiederum auf psychologische Probleme schließen lassen. In seinen ersten Büchern hat er

die Menschen und Menschenchicksale dargestellt, wie sie sind. Wie alle Anfänger, die erst ihre Handwerkszeuge schleifen müssen, wählte er den psychologischen Einzelfall, das merkwürdige Schicksal. Zahn ist, als Kind seiner Zeit, Realist von Anfang an. Er nimmt seine Gestalten aus dem Leben. Seine Umgebung, die abgeschlossene Bergwelt, das kleine Bergdörflein mit seinen paar Duzend Menschen, sie boten ihm die erste

poetische Ausbeute. Keine Fülle beengte ihn da; schon zu Anfang hat diese Beschränkung ihm den Weg als Künstler vorgezeichnet: nicht in die Weite, sondern in die Tiefe. Er ist durch die Umstände das geworden, was seinem Charakter ohnedies schon zustand: ein Seelenkünstler.

In der ersten Periode seines Schaffens verarbeitet er in seinen Dichtungen die künstlerischen Eindrücke, die ihm die umgebende Natur vermittelt. Er wird zum Heimatdichter durch seine eindringlichen und kraftvollen Bergschilderungen. Er wandelt die Wege der Hofegger und Bichler und Ganghofer. Wie diese läßt er die Berge nicht bloß Hintergrund, sondern Schauplatz der Handlung sein. Und mehr als das: Er versucht es nach Taines Milieu-Theorie darzutun, wie die



Göschenen. Vornen links, am Westende des Dorfes, Zahns Wohnhaus.

Menschen und ihre Schicksale mit den Bergen verwachsen sind. Natur- und Menschenschilderung verschmelzen so zu einem Ganzen. Der Bergboden ist hart, geizig, verschlossen; die Menschen sind es auch, die darauf wachsen. Sie sind in der



Srau Lina Zahn und ihre jüngsten Töchterchen Gertrud und Ilse.

Mehrzahl zäh im Wollen, weil an herbe, harte Lebensarbeit von jung an gewöhnt; sie sind ausdauernd, wie die Wettertannen, aber knorrig, eigensinnig und einspanig wie diese. Wie die Bergnatur voller Gegensätze ist, so sind es auch die Menschen. Der Föhnsturm bricht die Ketten des Winters mit Gewalt und über Nacht kommt Frühlingszauber ins Alpental. Im Bergler wohnen das Böse und das Gute nahe beisammen. Die großen starken Menschen haben ihre schwache Stunde. Sie straucheln und gehen, je nachdem es ihr Schicksal will — die Vererbungstheorie spielt bei Zahn eine große Rolle — an ihrer Schuld zugrunde oder richten sich aus eigener Kraft wieder auf. Sie haben auch ihre Vorurteile und ihren Aberglauben als Folge eines engen Horizontes.

Zahn wird nicht müde, diese Naturmenschen darzustellen. Leicht bekommt man dabei den Eindruck der Wiederholung und der Typenhaftigkeit. Es ist nicht schwer, die Zahnschen Helden in Typen auseinanderzuhalten. Das ist vor allem der Machthaber und Dorfagnat und strenge Hausherr. Sein Urbild ist Josef Ehrler in „Kämpfe“; seine Reihe endet bei Lukas Hochstraber und geht über den Präses in „Herrgottsäden“ und den Präses in „Albin Zndergand“, den Peter Meyer in „Menschen“ und über so viele andere hochragende Köpfe. Auch die Frauen sind unter diesem Krafttypus vertreten: Clari-Marie, Frau Trina und andere. In den „Frauen von Lannö“ ist es ein ganzes Volk von Frauen, die das Durchschnittsmaß übersteigen. Das sind Herrenmenschen, zumeist in doppeltem Sinne: Herrscher über andere und über sich. Doch sind es auch nur Menschen und gerade ihr Menschentum bestimmt ihr Schicksal. Daß er dies nicht fühlt, setzt den Präses in „Albin Zndergand“ ins Unrecht dem verachteten Sohn des Mörders gegenüber und stößt die bigotte und erkenntnischwache Frömmlerin Regine aus der Gemeinschaft ihres edleren Bruders. Da ist als zweiter Typus der junge Held, der arme Lumpenbub, der verachtete und mißachtete Knecht und Freier, der Sohn des Verbrechers oder der Dirne, der den Fluch der Sünde trägt. Wille setzt sich gegen Wille, der Knecht revoltiert gegen den Meister („Herrgottsäden“), der Sohn gegen den Vater („Lukas Hochstraber“, „Menschen“). Da ist ferner die Tochter, die Geliebte: still, treu, mutig, aufopfernd — aufopfernd sind fast alle Zahnschen Frauen, ein Beweis, wie schön und zutreffend der Dichter von den Frauen denkt. Da ist der Pfarrer, der

Lehrer, der Wirt, der Händler u. s. w. Typenhaft sind in dieser ersten Periode auch die Schicksale: Zahn liebt den tragischen Schluß, der einen festen Schlußpunkt setzt, vielleicht gar ein Ausrufrzeichen („Kämpfe“, „Grundwasser“, „Säge von Mariels“); die Liebenden werden durch den Tod auseinandergerissen, den der Unverstand der Menschen verschuldet; die Schuld bleibt ungefühnt. Oder es ist ein Schluß mit Fragezeichen und Gedankenstrichen, ein Resignationschluß, der die Frage, ob der Ausgang gut oder schlimm, nicht löst. Marianne Dunier heiratet nicht wieder; sie verzichtet auf ein lautes Glück zugunsten eines stillen; so tun es Verena Stadler und die Geschwister in Wildberg. Und eine Art Resignationschluß mit einem auftauchenden Hoffnungspunkt in der Perspektive ist der in „Einsamkeit“. — Zahn ist trotzdem nicht, was man so sagt, ein Pessimist. Er glaubt an das Leben und an die Kraft des Menschen, es glücklich zu leben. Er hat hierfür ein Rezept: die Liebe und noch eines, den Verzicht der Sittlichkeit oder mit andern Worten: die Pflicht. Zahn ist nicht Philosoph, er ist bloß Ethiker. Auch seine Ethik hat Bedeutung; sie ist lebensbejahend und darum erbaulich; seine Bücher stärken, sie zerreißen nicht. Darum haben sie erzieherischen und insbesondere volkerzieherischen Wert. Diese Tatsache hat dem Dichter eine große Ehre eingebracht. Es ist nicht Zufall oder Liebhaberei gewesen, wenn ihm vor drei Jahren die Universität des Calvin den Doktorhut verlieh. Calvinische Sittenstrenge atmen seine Bücher; es ist indessen keine Kezer verbrennende Sittenstrenge — wie oft mahnt der Dichter: Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! — Aber es ist eine bestimmte und unbefleckliche Moral.

Der Ethiker Zahn spricht öfters von seinen Bergen herab zu uns Bewohnern der Ebene und der Städte. „Schaut zu uns herauf, ihr Kulturmenschen, die ihr falschen Göttern dient: dem Mammon, dem Skeptizismus, der Freiheit des Augenblicks, der Pfllichtlosigkeit. Schaut die Bergmenschen an, wie sie glücklich sind in ihrer Bedürfnislosigkeit; selbst die Armut trägt sich hier oben noch mit freier Stirn und ohne Verbitterung; ganz anders als bei Euch, wo die Menschen das Krainszeichen der Kultur an ihrer vergrämten Stirne tragen.“ So lautet das etwa. Zahn ist zwar durchaus kein Tendenzschriftsteller, dafür ist er zu sehr Künstler. Er geht im Gegenteil den Kulturproblemen aus dem Wege; nur zu ängstlich,



Zahns älteste Tochter Helene.

möchte man sagen, weil dadurch sein Dichten etwas Weltfremdes bekommt. Nur diese eine Tendenz leuchtet ab und zu in seinen Erzählungen und Romanen auf: die Berge sind besser als die Täler. So wird sein einziger Roman, der in der Tiefe spielt, „Lukas Hochstrabers Haus“ ein verneinendes

und darum so wenig erquickliches Werk; so sind es im Roman „Einsamkeit“ die Städter, der Held miteingeschlossen, die seelische Unruhe und sittliche Verworfenheit mit sich in das Bergtal hinauftragen. Am drastischen drückt diesen kulturverachtenden Standpunkt des Berglers der prächtige Geiß-Christeli mit seinem kräftigen „Blas mir! Blas mir!“ aus. Das gilt nun zwar dem Hoteldirektor und der Hoteltultur in erster, der Kultur überhaupt bloß in zweiter Linie; aber Zahn ist dann doch aufrichtig genug, daß er das Gewerbe, das er selbst betreibt, nicht mit Anklagen belastet. Ganz diskret bloß schlägt er in „Einsamkeit“ das Thema an, das andere, Jakob Widmer voran, mit der Kraft einer ehrlichen Ueberzeugung abgewandelt haben. Eindringlich und überzeugend schildert der Dichter die Heimattreue der Bergmenschen, ihre zähe Ausdauer und ihren unbeugsamen Willen. Er zeigt uns, wie die herbe, stets fordernde Natur diesen Willen an jenem latenten Heroismus erhärtet, der zur höchsten Leistung befähigt. Wie sie das Volk der Tellen zeugt, das die Weltgeschichte zwingt, aber auch die Helden des Alltags, die ihr Heldentum hinter papierverklebten Fenstern, in Lumpen, im Kinderrücklein ausleben, ohne daß die Welt viel davon weiß.

Zahn denkt und sieht zu scharf, als daß er über den Helden die Menschen vergäße. Nein, ihm ist nicht das Heldentum das Höchste — er wäre sonst kein Realist — sondern gesundes, willensstarkes Menschentum. Dieses Bekenntnis hat der Dichter schon in einer ältern Novelle, in „Menschen“ schön und feierlich formuliert: „Menschen sind wir und keine Heilige, Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen.“ Dieser Formel lebt er nach in „Albin Zndergand“, in „Lukas

Hochstrafers Haus“. So macht der Dichter und Mensch Ernst Zahn durch seinen ethischen Optimismus gut, was sein Kulturpessimismus sündigt durch Trübung des Weltbildes.

Es bleibt trotzdem im Charakterganzen des Dichters ein stiller, schwerer, ich möchte fast sagen tragischer Ernst. Das Leben, so wie er es sieht und darstellt, hat mehr Leid als Lust. Kein Grund zur Verzweiflung, bewahre! Nein, Menschen sein, heißt Kämpfer sein; Ueberwinder des Bösen und des Unschönen, in erster Linie Ueberwinder seiner selbst. Zahn steht auf Schillers Boden. Uns modernen Menschen will das nicht mehr genügen; wir sind es seit Goethe und Heine und Keller — beinahe hätte ich gesagt: und Feberer — anders gewöhnt: wir fordern Totalität des Menschseins, das Recht auf Ausleben, und weil es gewiß ohne Kampf und Ueberwindung nicht abgeht, ein frohmütiges Kämpfen, bei dem ein Spaß nicht ausgeschlossen ist; und wenn es gar nicht anders zu machen ist, dann soll uns zum Verzicht ein bitteres und ein verächtliches oder gar ein höhnisches Lächeln erlaubt sein. In Zahns Dichten fehlt das Lachen, das satyrische, wie das frohgelaunte. Nicht ganz! („Wie der Tschamperling Prügel bekam“, „Der Geiß-Christeli“). Schiller hat ja auch nicht nur Tragödien geschrieben. Wer wollte inessen Schiller Vorwürfe machen, daß er nicht ein Duzend Lustspiele schrieb? Doch da Zahn auch der großen Tragik bis heute noch nicht frei ins Auge geblickt hat, so möchten wir ihm ein Stück des Keller'schen Humors, der so gottvoll befreiend, so weltenerüberbrückend wirkt, wünschen, oder auch nur das schalkhafte und herzlich-köstliche Lachen Roseggers.

(Schluß folgt.)

Das Kochgeschirr.

Humoreske von Hermann Ryser, Bern.

(Schluß.)

Hart schlug ich auf und verlor für kurze Zeit die Besinnung. Als ich dann erwachte, sah ich mich in völlig unbekannter Gesellschaft; da standen nicht weniger als acht Herren um mich herum, die angelegentlich meine Figur musterten und sich nach meinem Befinden erkundigten. Ich behauptete, mir sei ganz wohl, trotzdem mir der Schädel brummte wie eine Weckeruhr. Dann bat ich um einen Trunk, erhielt aber nur eine ärgerliche Antwort, ich hätte ihnen durch meine etwas ungewöhnliche Ankunft alles Wasser zunichte gemacht. „Sie müssen nicht vergessen, daß das Wasser hier oben sehr rar ist, Sie können stundenweit laufen, ohne welches zu finden,“ erklärte man mir.

„Das tat mir natürlich leid. Ich warf einen Blick auf den Lagerplatz und gewahrte ein zerbogenes Eisengestell, ein Kochgeschirr, zerstreute Kohlen und schwelende Holzflöße — ich war mitten in ihre Suppe gefallen.“ Der Erzähler machte eine Kunstpause und bemerkte dann: „Was Sie bis jetzt gehört haben, ist bloß der erste Abschnitt der bewußten Kochkesselgeschichte, ich werde Ihnen den zweiten in Kürze berichten.“

Limburger fuhr fort:

„Was tun?“ fragte einer der Herren — „Wasser müssen wir doch haben, sonst wird aus unserm Diner nichts.“

„Freiwillig,“ kalkulierte ein anderer, „holt ja doch keiner, ich schlage deshalb vor, daß jemand durchs Los bestimmt werde.“

Ohne unsere Zustimmung abzuwarten, griff er in die Tasche, zog ein Kartenspiel hervor und suchte neun Figuren heraus, worauf er bemerkte: „Wer Kreuz-Äß zieht, holt Wasser — punktum finale — bitte mein Herr.“ Ich zog und hatte Kreuz-Äß.

„Ich schaffe Ihnen gleich Wasser herbei,“ sagte ich zuversichtlich, nahm den niedlichen Aluminiumeimer zur Hand und eilte von dannen. Eine halbe Stunde verstrich und ich

hatte noch immer kein Wasser gefunden, dann stieß ich endlich auf einen Wildbach, dem ich etwas abwärts folgte und — richtig — da war der Wasserfall und etwas weiter unten saß der Vater in den Heidelbeeren und schmauchte Odenkopf.

Ich stieg hinab. „Habe mich über dein langes Ausbleiben schwer geärgert und gesorgt,“ tadelte der Vater und dann erzählte ich ihm die mildernden Umstände. Davon wollte er aber absolut nichts hören, daß ich mit dem Eimer zurückgehe, und so machten wir uns denn auf den Heimweg. Ich muß mir gestehn, daß ich das Lager kaum wieder gefunden hätte, und überdies konnte mir der Vater plausibel machen, mein unglücklicher Kartenzug sei eine gemeine Schiebung gewesen. Das Kochgeschirr zeigte eine hübsche Form, und von Herzen gern hätte ich daselbe zurückerstattet.

Drei Wochen später reisten wir nach Hause; im bewußten Kessel hatte ich eine Menge wohlriechender Alpenblumen verstaubt. Das Gefäß machte ich meiner zwölfjährigen Schwester zum Geschenk, die mit diesem „Ding aus der Schweiz“ bei ihren Gespielen entsprechend renommierte. Dank meiner anhaltenden Gesundheit arbeitete ich wieder im väterlichen Geschäft und die Kesselgeschichte war mir vollständig aus dem Kopfe entschwunden, als ich plötzlich durch ein Ereignis ganz eigener Art wieder daran erinnert werden sollte.

Es fiel mir nämlich eines Tages auf, daß mir ein Mensch auf Schritt und Tritt nachfolgte. Trat ich in ein Café und nach einer Viertelstunde durch eine andere Türe wieder ins Freie — flugs war der Kerl wieder hinter mir. Es war unheimlich.

So oft ich von zu Hause wegging, gewahrte ich auch den Schleicher.kehrte ich mich einmal rasch um, so stand er still, blickte mit der langweiligsten Miene an ein Gebäude hinauf und kratzte am Kinn.

So ging das drei Tage lang, bis ich über diese unwillkommene Beschattung ernstlich ärgerlich wurde und auf Ab-